

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, liebe Schwestern und Brüder,

ich danke dem Diözesanrat, ich danke Ihnen, Herr Klose, und ich danke der Stabsstelle zunächst einmal herzlich für die Einladung, Ihnen einen geistlichen Impuls zu geben, zu dem Prozess, der den Namen trägt, „dem Glauben Raum geben“.

Ich muss gestehen, dass die Aufgabe anzunehmen, mir nicht leicht fiel, außer natürlich, dass ich Ihren Einladungen, lieber Herr Klose, sehr geehrte Damen und Herren vom Diözesanrat, immer gerne folge. Warum? Nun, einmal sind Sie vermutlich viel informierter über den Prozess als ich. Dann bin ich, vielleicht wie manch anderer im Raum, nicht frei von Ressentiments gegenüber jedweden kirchlichen und gesellschaftlichen Prozessen, die große, wohlklingende Namen für Aufbruch tragen. Ich bin da vielleicht ein Kind meiner Zeit: mein innerer Skeptiker oder innerer Spötter fühlt sich an Dinge erinnert wie die tollen Namen für Fünfjahrespläne in den sozialistischen Staaten, aus denen man deutlich die schiere Not heraushört. Dann ist es nicht der erste Prozess in Berlin: Viele Menschen haben damals mitgearbeitet, mit hohem Engagement! Manchen begegnet man dieser Tage wieder, die sich bitter fragen, wo all die Papiere geblieben sind, und wichtiger, der gute Wille zum Aufbruch, der in den Papieren sich ausdrückte. Viele „Abers ...“, die sich melden! Nun ist es meine Überzeugung, dass geistliche Worte, wie Ignatius sagt, „trösten“, d.h. aufbauen, ermutigen, in Bewegung setzen müssen. Ich habe mich im Vorfeld dieses Impulses aber gefragt (und bin es gefragt worden), ob ich es verantworten kann, Menschen zu einem Aufbruch zu ermutigen, von denen manche bereits Erfahrungen gemacht haben, von uns Geistlichen zu einem Aufbruch ermutigt worden zu sein, der sich dann an den festbetonierten Bastionen des kirchlichen Beharrungsvermögens brach.

Aber – und nun kommt das entscheidende „aber“, über das ich heute sprechen möchte – *aber* unser jüdisch – christliches Erbe *ist* Aufbruch, *ist* Pilgerschaft und *ist* stetige Bewegung, beginnend mit Abram, Moses bis hin zu Jesus, oder es *ist* nicht mehr: Stillstand ist der Tod, die Aufgabe unseres Erbes, das von einem lebendigen Gott spricht, der – wann immer er zu Menschen sprach – Aufbruch forderte. Und deshalb möchte ich zu Ihnen heute in zwei Punkten oder in zwei Bildern über die Unerlässlichkeit des Aufbruchs sprechen:

1. Manche beklagen die fehlende geistliche Dimension des Prozesses. Ich finde das eigentlich ungerecht. Ich finde im Brief des Kardinals zu Beginn dieses Prozesses zwei Punkte, die – ganz abgesehen vom Titel – zu verkosten allein bereits ein geistlicher Prozess wäre: Im ersten spricht Kardinal Woelki davon, dass dieser Prozess nicht von finanzieller Not ausgelöst wird. Und doch schildert er in nüchternen Worten am Anfang seines Briefes eine dramatische Not: Bis 2030 werden wir 25%-30% der Bevölkerung und damit auch der Gläubigen verlieren. Und der Altersschnitt von Gläubigen und Priestern wird deutlich steigen.

Liebe Schwestern und Brüder, das ist in nüchternen Worten eine dramatische Herausforderung vor der wir unmittelbar stehen. Aber eigentlich stimmt es gar nicht. Wir stehen gar nicht davor, sondern bereits mitten drin. Schauen wir uns doch um in unseren Gemeinden, die Zahl der Gottesdienstbesucher, das Durchschnittsalter – das im Übrigen die Älteren nicht weniger belastet als die Jüngeren. Schauen wir darauf, wie schwer es uns fällt, noch aufrecht zu erhalten, was war und was noch irgendwie gehen soll. Schauen wir darauf, wie selten neue Gesichter auftauchen, wie sehr wir uns seit Jahrzehnten mit den immer selben Themen und Aktionen aufhalten, und wie neue Menschen gar nicht mehr in unsere alten, gut gewohnten Gemeindeabläufe passen. Wie still und angepasst sind wir geworden in der Ecke, in die uns eine übermächtige säkulare Kultur drängt, wie wenig ernst genommen wir werden, und wie froh wir sind, wenn man uns in dieser Ecke nur in Ruhe lässt. Das ist schmerzlich, aber es ist doch die Wahrheit? Aber wir wollen diese Wahrheit gar nicht mehr hören. Sie drückt uns nieder, macht uns resignativ. Ist unser Christsein im Moment nicht ein kleinkindlich trotziges,

„und wir machen trotzdem weiter wie bisher“, egal ob wir Kirchenbesucher sind, Aktive, Geistliche, Leitungen der Gemeinde oder Diözesanräte, Pastoralassistenten oder was auch immer?

Es gibt eine biblische Geschichte, die in gewaltigen Bildern einen Aufbruch schildert, in dem sich eine Sendung für Jahrhunderte verbirgt – der Aufbruch aus Ägypten. Es ist die gewaltige Erzählung eines Volkes, das einmal in ein gesegnetes Land kam, aus dem Hunger, wo es Nahrung und Aufnahme fand. Dann aber wandelte sich das Gastland zum Land der Sklaverei, der Unfreiheit. Erzählt wird in gewaltigen Bildern, wie der Aufbruch immer wieder versucht wird und nicht gelingt, weil er sich an den bestehenden Verhältnissen bricht. Und dann schleichen sie sich doch davon, im Chaos. Sie folgen ihrem Gott, der sich verbirgt in einer Wolken- und Feuersäule, in die Wüste. Lange scheint die Geschichte so zu gehen, als bestünden die Ketten, die das Volk halten, nur in den äußeren Umständen der Macht, als würde Ohnmacht am Aufbruch gehindert werden durch die Mächtigen. Aber in der Wüste zeigt sich's dann: Eigentlich will das Volk selbst zurück: Unfreiheit und Unmündigkeit sind nicht nur für die Machthaber praktisch. Es sind die Fleischtöpfe die machtvollsten Ketten, die am Aufbruch hindern. Freiheit dagegen bedeutet, lange Wege gehen, selbst Quellen im Unbekannten und Unwirtlichen suchen müssen, geistlichen Hunger und Zweifel erleiden und einem Gott folgen, der sich in einer Wolke zeigt. Die Wolke kommt mir vor wie ein Platzhalter: Sie zeigt eine Stelle an, auf die wir schauen, auf die wir hoffen, der wir folgen. Aber sie markiert auch schmerzlich, was wir nicht sehen. Und auch das gehört zu den Ketten des Alten: Es ist praktischer ein betoniertes Haus zu haben, wo man einmal die Woche beten und sechs Tage lang Gott „den lieben Gott“ sein lassen kann; Es ist praktischer als einem Gott zu folgen, der immer neu zu suchen ist, der sich verbirgt oder sich manchmal so zeigt, dass wir ihn nicht ertragen. Man kann sich fragen, ob das Volk Gottes je auf dem Weg ins gelobte Land geblieben wäre, wenn es die Wahl gehabt hätte. Die hatte es aber nicht, denn hinter ihnen jagte das Heer des Pharaos.

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, liebe Schwestern und Brüder, die vielen gescheiterten Aufbrüche, vielleicht sind sie notwendige Wehen des einen großen Aufbruchs. Und dieser Aufbruch ist erst einmal auch eine Vertreibung: Wir werden vertrieben aus dem sicheren Schoß einer Volkskirche mit vielen Gleichgesinnten, mit sicheren Institutionen, die einen spirituellen Versorgungsauftrag hatten. Vielleicht sind wir erst bei einer der vorletzten Plagen, bevor der Zusammenbruch des Widerständigen kommt, vielleicht ist der Zusammenbruch aber auch schon da, und wir sind dabei – wie betäubt – das Nötigste zusammen zu packen, Reiseproviant für die Wüste – viel ist es nicht, was man mitnehmen kann. Wichtig ist, dass wir uns alle klar machen – es gibt keine Rückkehr, es gibt nicht „ein bisschen“ Volkskirche. Wir werden vertrieben und mag es uns noch so hungern nach den Fleischtöpfen ... Aber vermutlich ist dieser Aufbruch auch nötig, damit wir den Blick für Gott wieder frei bekommen, vermutlich ist er reinigend für unser Gottesbild. Das Volk Israel musste seine Vorstellung von Gott reinigen als es in der Wüste immer noch versuchte das goldene Kalb Ägyptens anzubeten. So werden auch wir erleben, dass der Gott in der Wüste des Aufbruchs nicht der Gott der Ketten und der Fleischtöpfe Ägyptens ist.

Was ist also unsere geistliche Aufgabe? Lassen sie uns bewusst trauern. Jeder Aufbruch ist ein Abschied. Wenn wir nicht trauern, sind wir noch nicht im Aufbruch. Und nur im Trauerprozess können wir herausfinden, wo wir unfrei sind, satt vielleicht, aber unfrei. Erst dann werden wir den Ruf hören können, des Gottes, der uns frei machen will. Und dann bekommen wir vielleicht eine Brise Freiheit in die Luft, die uns zum Aufbruch beflügelt.

2. Wo liegt das Ziel? Der Kardinal sprach davon, es gehe nicht nur um die Not, sondern darum, eine neue, nachhaltige Form des Kirche-Seins entstehen zu lassen. Was heißt das?

Wir müssen uns fragen, was unsere Bestimmung als Kirche ist. Tomá Halik schreibt, wir Christen seien der zweite Bund. Der zweite Bund ist aber kein zweites Volk, wie es das Volk Israel ist. Israel bleibt das Volk Gottes. Aber Jesus öffnet diesen zweiten Bund hin auf die Ausgeschlossenen, auf die Sünder, die Kranken, die Armen ... Paulus greift dies auf: Er öffnet die Tür weiter. Die Christen werden zu den Boten, die den anderen Völkern – so müsste man übersetzen, was „Heiden“ bedeutet – die Botschaft bringt, dass sie Geliebte Gottes sind. Die Christen sollen eine alte Verheißung im ersten Bund einlösen, die Völkerwallfahrt der Menschen zu Gott. Wir sind bestimmt zu denen zu gehen, die nie etwas vom Gott unserer Väter und Mütter gehört haben, ihn mit den Menschen dort zu entdecken, wo sie leben. Das ist unsere Aufgabe, auf die wir uns besinnen müssen. Und auch deshalb müssen wir raus aus unseren Gemeinden, aus unseren kirchlichen Versorgungseinrichtungen und wichtiger unserer kirchlichen Versorgungsmentalität. Es sind volkshirchliche Bunker zum Überwintern geworden. Wir sollten raus aus unseren Schneckenhäusern.

Wie geht das konkret? Es gibt bei Ignatius eine wunderbare Betrachtung als geistliche Übung, die Übung zur Menschwerdung. Der Übende soll auf die Welt schauen, soll die Not der Menschen sehen, ihre Träume und deren Scheitern, ihr Kämpfen und ihre Sehnsucht nach Frieden. Der Übende erhebt, mit den Augen Gottes – das ist das entscheidende – eine Art „Weltzustandsbericht“, wie die Bundesregierung jährlich den „Waldzustandsbericht“ erhebt. Und dann sollen die Übenden eintreten in die Beratung der Trinität, warum und wie Jesus angesichts dieses Lebens und Leidens Mensch werden soll. Es ist eine innere Debatte des Übenden, warum Christus Mensch geworden ist, und wo er heute Mensch werden muss. Lassen Sie uns beginnen, die Lebenssituation unserer Mitmenschen im eigenen Kiez, in der Nachbarschaft, in den Gefängnissen, Schulen und Krankenhäusern mit den Augen Gottes zu betrachten, ihre Träume und ihre Not mit den Augen Gottes zu sehen. Und lassen Sie uns dann beraten, wo Jesus durch uns Mensch werden will. Und dann sind wir schon auf dem Weg. Und es ist egal wie alt wir sind, es ist nicht wichtig, ob wir das Ziel, wie Moses, nur noch aus der Ferne sehen. Das Ziel lebt schon unter uns; Es besteht darin, wohin wir gehen und zu welchen Menschen uns dieser Weg macht. So geht der Weg freier Menschen in aller Unsicherheit, ein Aufbruch in der Wüste: Wir fangen wieder an, uns – wie Menschen in der Wüste – an fernen Sternen zu orientieren, statt der Macht der Gewohnheit zu folgen. Und dann setzen wir – wie Menschen auf der Wanderschaft – den nächsten, kleinen Schritt, der entscheidet, wohn es geht, aus einer inneren Unterscheidung heraus. Ein kluger Mensch hat einmal gesagt: Wenn Du übers Meer fahren willst, lehre die Menschen nicht Schiffe bauen, sondern die Sehnsucht nach dem Meer.

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, liebe Schwestern und Brüder, wenn wir aufbrechen geht es immer zuerst um den Ausgangspunkt. Und der ist: Wir müssen uns auf den Weg machen, weil uns die Vergangenheit versperrt ist. Darüber dürfen und sollen wir trauern. Aber, es gibt die Volkshirche nicht mehr! Wir dürfen um die Fleischtöpfe trauern, müssen aber, wenn wir ehrlich sind, erkennen, wo sie uns fortgeführt haben von Gott und den Menschen. Natürlich müssen wir nicht alles über Bord schmeißen, aber das unverkennbare Kriterium dafür, wo wir auf dem Weg mit Gott sind, ist die Frage, wo und ob wir innerlich frei sind. Dann müssen wir uns fragen, was wir auf den Weg mitnehmen, wir müssen uns fragen, was unsere geistlichen Quellen sind, die uns nähren, Mut machen, Orientie-

rung geben und Energie, miteinander den Aufbruch zu wagen. Und dann sollten wir das Ziel vor Augen haben, das gelobte Land, das nicht ein „versorgtes Wohnen“ ist, sondern eine Aufgabe: den Menschen, und zwar den Menschen, die uns brauchen, mit den Ohren Gottes zuzuhören mit der Frage: Wo brauchen diese Menschen Jesus, der in uns und durch uns Mensch werden will. Und die Kriterien, ob wir diesen Auftrag erfüllen sind: Wem hören wir zu? UND Wo hören wir Menschen zu, die nicht schon Christen sind? Wo trösten wir, wo heilen wir, wo treten wir auf gegen Armut und für Solidarität. Kurz, die Frage ist nicht so sehr, wo reden wir von Christus, sondern wo leben wir Jesu Liebe. Denn – um mit Ignatius zu enden – „die Liebe liegt mehr in den Taten als in den Worten“. Danke für ihre Aufmerksamkeit.